

Sucht – Spiegelschrift des Glaubens.

Zum neuen Interesse an Askese

Dr. Gotthard Fuchs

"Nichts ist der Liebe zu Gott so ähnlich wie die Begierde, und nichts ist ihr entgegengesetzter." Diese helllichtige Notiz von Pascal ist gesättigt mit augustinischer und biblischer Tradition; sie kann als geistlicher Kompass dienen, um Größe und Elend der Konsumgesellschaft zu bestimmen und an der allfälligen Unterscheidung der Geister zu arbeiten. Begierde (Konkupiszenz) - und erst recht Sucht als deren Extremform - steht demnach im Kontrast zur Gottesliebe. Genauer noch: im Spiegel des Evangeliums lässt sich das (maßlos gewordene) Begehren als freilich verzerrte Spiegelschrift des Gottesglaubens entziffern. Dabei geht es keinen Augenblick um eine Denunzierung des menschlichen Begehrens, (ganz im Gegenteil), wohl aber um ein inneres Mitverstehen seiner Verwilderung.

Die Herausforderung, die Triebdynamik des Wollens und Begehrens schöpferisch zu gestalten, ist so alt wie die Menschheit. Wo freilich Bedürfnisse künstlich geweckt und marktförmig bedient werden, ist eine neue Situation entstanden. Der Konsum(druck) hat längst (ersatz)religiöse Dimensionen und Funktionen. "Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, d. h. der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die die ehemals sogenannten Religionen Antwort gaben." (So notierte helllichtig Walter Benjamin schon 1921.) Treibende Kraft in diesem Besitz und Vermögen anhäufenden Verhalten sei die Sorge; die kapitalistische Denkform und konsumistische Lebensgestalt sind in ihrer Gesamttendenz suchtförmig, die manifest Suchtkranken sind stellvertretend Symptomträger für die vermeintlich Gesünderen. "Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott oder dein Abgott" - hatte Luther mit Augustinus formuliert. Genau dies ist die Aufgabe: die verzerrte Verheißungsschrift im alles bestimmenden Konsumverhalten zu entziffern und dadurch genauer zwischen Gottesdienst und Götzendienst zu unterscheiden. "Denn es gibt zwei Grundmotive, die sich in den Willen des Menschen teilen, die Begierde (die Sucht) und die Liebe zu Gott. Nicht, dass nicht die Begierde zugleich mit dem Glauben an Gott und nicht die Gottesliebe zugleich mit den irdischen Gütern bestehen könnte; aber die Begierde bedient sich Gottes und genießt die Welt und die Liebe zu Gott umgekehrt hierzu." (Pascal)

Zur Klärung voraus: keinen Augenblick geht es im folgenden um die gerade in religiösen Kreisen beliebte, kulturpessimistische Schelte auf die Verbrauchergesellschaft. Viel eher geht es darum, in deren "Zivilisationskrankheiten" die Spiegelschrift der Sehnsucht zu entziffern - der Sehnsucht nach dem wahren Leben, die freilich im falschen nur mit Ersatzbefriedigungen ruhig gestellt werden kann. Alle Sucht ist Ersatz und Protest, Kompensation und Sublimation - sei es im Extrem des Überflusses (z. B. Fresssucht) oder im Extrem des Mangels (z. B. Magersucht). In der folgenden Notiz kann es nicht um psychologische, therapeutische, sozial- oder kulturwissenschaftliche Stellungnahmen zu diesem Problem gehen, so wichtig sie sind; es geht ausschließlich um einen kurzen theologischen Blick auf ein Grundproblem der westeuropäischen, postmodernen Welt und vielleicht der Moderne insgesamt. Nicht moralisch erhobener Zeigefinger, nicht ethischer Appell, nicht psychologische Analyse sind hier im Blick, sondern die biblische Haltung des Erbarmens, der Solidarität, des heilenden Verstehens. Wer könnte denn behaupten, dass er nicht mitspielte in dem allseits vorherrschenden Konsumtreiben? „Es muss mehr als alles geben“ – ja, aber wie auf wahre förderliche Weise?

1. "In allem ist etwas zu wenig"

Dass wir Menschen Mängelwesen sind, von Natur aus voller Begehren und Wünschen, ist im Prinzip allgemein bekannt. Ob Epikur oder Augustinus, ob Gehlen oder Sartre - sie analysie-

ren, auf freilich verschiedene Weise, was alltäglich zu erfahren ist: es müsste mehr als alles geben. Sartre definiert den Menschen von den Öffnungen, von den Löchern im Leib her: Menschsein als Hohlform, als nichtiger Sog. Wir alle sind demnach - konkret freilich höchst unterschieden - Zu-Kurz-Gekommene, Hungerleider. Motor der Zivilisationsgeschichte im ganzen wäre diese fatale Angst, ins Nichts zurückzufallen, den Anschluss zu verlieren und zu kurz zu kommen. Kafkas Hungerkünstler bringt dies poetisch auf den Punkt: Er hungert, "weil ich nicht die Speise finden konnte, die mir schmeckt. Hätte ich sie gefunden, glaube mir, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgegessen wie du und alle". "Des Guten zu wenig" - Signatur der Begierde und schließlich der Sucht (auch in Gestalt maßloser Askese).

2. „Zu viel des Guten“

Der Hungerkünstler verweigert sich asketisch, fast schon magersüchtig. Die andere Antwort auf das Problem ist die Flucht nach vorn, die Hatz nach Mehr, die Spiritualität der Quantität. Aus der Not des sterblichen Daseins eine vermeintliche Tugend zu machen, scheint ein vielversprechender Ausweg: also Güteranhäufung, Besitzsteigerung, Lebenssteigerung; immer mehr, immer schneller, immer besser, Superangebot und Überfluss ... Das wäre dann rundum paradiesisch und wie im Märchen vom Schlaraffenland - wenn das Rivalisieren nicht wäre und entsprechend die künstliche Weckung der Bedürfnisse, die Verknappung der Güter zwecks größerer Nachfrage und besserem Verkauf. In der Logik der Angst, zu kurz zu kommen, kommt es zu jener stimulierenden Steigerung, in der dann "des Guten zu viel" ist. Genau das ist die andere Signatur der Sucht (neuerdings Luxese genannt). Der Motor dieser Unersättlichkeit ist auch hier ein fundamentaler Mangel: Nichts in der Welt sättigt unseren Hunger nach Unendlichkeit, unseren "Sinn für die Fülle". Gewiss, angesichts solcher Maßlosigkeiten ist die Tugend des Maßes gefragt: z.B. mit der alten Maxime „nichts im Übermaß“! Aber ob Ethik genügt?

3. "Gott allein genügt"

Aufs Ganze gehen und alles wollen - eine dramatische Spannung! Auf der einen Seite Lebens- und Bewusstseinssteigerung Richtung plus unendlich, auf der anderen Seite radikale Askese und Bewusstseinsentleerung in Richtung minus unendlich: die Ekstasen des Mangels und ebenso die des Überflusses entspringen derselben Mangelkonstellation und wollen das Loch des Nichts stopfen. Spätestens hier stellt sich neu die Religions-, die Gottesfrage. Nach der zentralen Erfahrung christlichen Glaubens gilt, was Meister Eckhart mit Augustinus zusammenfasst: "Denn der Mensch ist allzu habgierig, dems an Gott nicht genügt." Die biblisch zentrale Unterscheidung zwischen Gottesdienst und Götzendienst im Sinne des ersten Gebotes wird von Augustinus, Meister Eckhart, Luther u.v.a. entfaltet. Sie unterscheiden z. B. zwischen "Genießen" und "(Be-)Nützen" (frui und uti): Genießen meint Er-Füllung unseres Lebensmangels in allem zwischen Wiege und Grab. Nichts in der Welt kann diesen Mangel befriedigen, diesen brennenden Schmerz der Endlichkeit heilen - solo dios basta. Diese Glaubensgewissheit führt freilich nicht zur Denunzierung des Irdischen, ganz im Gegenteil: Weil nichts in der Welt schlechterdings göttlich oder schlechterdings teuflisch ist, kann alles im Sinne des Evangeliums genutzt und benutzt werden, dem gelingenden Leben zu Nutz und Frommen sozusagen. Dieser rechte Gebrauch aller Dinge, in denen der unendliche Gott uns entgegenkommt, ist mit uti gemeint. So kann alles Irdische förmlich geistlich aufgeladen werden und zum Sakrament werden, zum sichtbaren Zeichen und zum wirklichen Vorgeschmack dessen, was rundum erfüllt und befriedet. Aber nichts in der Welt kann aus sich heraus den Daseinshunger befrieden.

Ganz ähnlich hatte Dietrich Bonhoeffer zwischen dem "Letzten" und dem "Vorletzten" unterschieden. In seinem bewegenden Gefängnisgedicht "Stationen auf dem Wege zur Freiheit" z. B. wird dieses göttliche Ja zur Erde deutlich. Alles in der Welt kann dann dankbar angenom-

men, gestaltet und gebraucht werden - aber nichts wird mit der Wirklichkeit des göttlichen Gottes verwechselt. Er allein ist Gott, also die sättigende Fülle.

4. Geistliche Diätetik

"Ich weiß Entbehrungen zu ertragen, ich kann im Überfluss leben. In jedes und alles bin ich eingeweiht: In Sattsein und Hungern, Überfluss und Entbehrung. Alles vermag ich durch ihn, der mir die Kraft gibt." Was Paulus hier aus dem Gefängnis in Ephesus an seine Gemeinde in Philippi (4,11) schreibt, markiert jene typisch christliche Gelassenheit, die freilich meilenweit von stoischer Leidenschaftslosigkeit entfernt ist. Paulus - nur ein Beispiel für christliche Existenz unter vielen anderen - hat in der Christusgewissheit jene innere Freiheit gewonnen, die ihn weder gierig im Überfluss noch verzweifelt im Mangel untergehen lässt. Ganz im Gegenteil: er ist so frei, im Sinne Bonhoeffers Letztes und Vorletztes zu unterscheiden. Deshalb kann er sich so sehr über die Solidarität der Mitchristen aus Philippi freuen und deren Geschenke auch dankbar annehmen. Bedürftigkeit und Begehren werden nicht abgespalten oder asketistisch verdrängt. Aber es ist auch nicht jene Gier im Spiel, die der Apostel vorher brandmarkte, wenn er von seinen Gegnern sagt: "Ihr Gott ist der Bauch" (Philipp 3,19). Diese innere Freiheit jenseits von resignativer Apathie oder maßloser Gier ist die christliche Antwort auf das Phänomen der Sucht. Ja, Sucht will tiefe tiefe Ewigkeit. Sie sucht Wiedergeburt zum wahren Leben mitten im falschen. Im Zuviel und im Zuwenig war stets dieser unstillbare Transzendenzbedarf im Spiel, dieses unendliche Überschreitungsbedürfnis, diese angsthafte Weigerung, ein Mensch zu werden. Der christliche Gottesglaube gibt darauf Antwort - nicht zufällig auch im Symbol von Essen und Trinken. Gerade die Eucharistie bzw. das Abendmahl ist die gemeinsame Feier des Gotteshungers und des Gottesmangels, der Erfüllung im Vorgesmack schon jetzt. Wir werden "gesättigt mit ewigem Hunger" (Mechthild von Magdeburg). Weder falsche Bedürfnislosigkeit noch süchtige Gier, sondern nüchterne Trunkenheit“, geistliche Leidenschaft und heiliges Begehren im Hier und Jetzt. Brotvermehrung wie im Schlaraffenland durchaus, aber in den arm-seligen Zeichen von Brot und Wein, in der Fastenzeit des irdischen Lebens. "Wenn sich der Mensch erst einmal aller Dinge selbst entwöhnt und sich ihnen entfremdet hat, so mag er hinfort dann umsichtig alle seine Werke wirken und sich ihnen unbekümmert hingeben und sie entbehren ohne alle Behinderung ... Der Mensch muss sich daran gewöhnen, in nichts das Seine zu suchen und zu erstreben, viel mehr in allen Dingen Gott zu finden und zu erfassen. Denn Gott gibt keine Gabe und hat noch nie eine gegeben, auf dass man die Gabe besitze und bei ihr ausruhe. Alle Gaben vielmehr, die er je im Himmel und auf Erden gegeben hat, die gab er alle nur zu dem Ende, das er eine Gabe geben könne: die ist er selber."